

Literaturbericht

Beneš und kein Ende

Eine Entgegnung

1973 hatte Friedrich Prinz im Auftrag der Witwe von Wenzel Jaksch den Briefwechsel dieses bekannten sozialdemokratischen Politikers während seines Londoner Exils herausgegeben und kommentiert. 1976 widmete Heinrich Bodensieck in der „Zeitschrift für Ostforschung“ dieser Edition eine umfangreiche, gründliche und kritische Rezension. Im Jahre 1975 war auch eine kritische Stellungnahme, namentlich zu der ausführlichen Einleitung von Prinz, in den „Jahrbüchern für Geschichte Osteuropas“ von Manfred Alexander erschienen.¹ Mit beiden Rezensenten setzte sich Prinz in Heft 3 der „Zeitschrift für Ostforschung“ von 1976 unter dem Titel „Beneš und kein Ende“ auseinander; mit Bodensieck unter ausdrücklichem, mit Alexander unter unausgesprochenem Bezug auf die kritischen Einwände, und dazwischen, nebenbei, auch mit mir. Ich hatte die Edition von Prinz nicht rezensiert.

Von mir schreibt Prinz: „Es grenzt manchmal fast an quellenkritische Naivität, wenn zum Beispiel Ferdinand Seibt und . . . Manfred Alexander sich begnügen, die offizielle, für westliche Ohren sorgfältig abgestimmte demokratische Selbstinterpretation Benešs unbesehen zu übernehmen“ (S. 492 f.). Dazu erläutert er: „Diese von Bodensieck mehrfach gelobte Studie zitiert an Quellenbelegen fast ausschließlich Benešs Memoiren . . .“ (Anm. 13).

Ich habe diese Studie vor zehn Jahren geschrieben.² Es heißt dort zur Quellenkritik: „Beneš hat in seinen Memoiren allzu deutlich mit rückblickender Konsequenz den Hergang der Dinge geschildert, man kann sagen, als ein rückwärtsgewandter Prophet seiner eigenen Entschlüsse. Man darf seinen Darlegungen nicht bedenkenlos glauben. Er widerlegt sich selber durch wiederholte Wendungen. . . er widerlegt sich auch durch die Tatsache. . . er wird widerlegt durch das Zeugnis von Wenzel Jaksch. . . er widerlegt sich schließlich — hier fürchte ich freilich, das Argument wird nur einem Leser seiner Schriften verständlich. . .“ (usw., S. 150; es geht um Benešs Vertreibungspolitik).

Ich schreibe später zur Kritik meiner Quelle: „Tatsächlich sind die Memoiren aber nur als Zeugnis für die Konsequenz seines [B.s] politischen Denkvermögens zu betrachten. . .“ (S. 151). Und: „Es gibt Argumente, die man sich vorzulegen scheut, wenn man ihre Haltlosigkeit selber begriffen hat. Das zeigt wiederum, wie wenig Beneš tatsächlich die innenpolitischen Auswirkungen seiner Maßnahmen abschätzen konnte. . .“ (S. 153). Und: „Wir werden auch hier jene Konsequenz [es geht wieder um den Vertreibungskomplex] nicht als historische Realität, sondern als den Niederschlag seiner Selbstrechtfertigung und seiner Anschauungsweise betrachten. . .“ (S. 153).

Ich habe nebenbei im Rahmen meines kleinen quellenkritischen Versuchs wiederholt auf manipulierte Auslassungen in Benešs Memoiren verwiesen (S. 146 und S. 150). Auch das spricht für den Kundigen. Ich habe aber darüber hinaus ausdrücklich mein Vorgehen als eine Unternehmung zur Kritik an Benešs Memoiren erläutert, so daß die Feststellung von Prinz, ich hätte mich

1) In: Jbb. für Geschichte Osteuropas N. F. 23 (1975), S. 289—290.

2) F. Seibt: Beneš im Exil 1939 bis 1945, in: Beiträge zum deutsch-tschechischen Verhältnis im 19. und 20. Jahrhundert, im Auftrag des Collegium Carolinum hrsg. von Karl Bosl, München 1967, S. 143—156.

außer dieser Quelle zu wenig mit anderen, allenfalls noch greifbaren, beschäftigt, in ihrer ganzen Verständnislosigkeit ans Licht tritt. Ich habe geschrieben: „Die absichtlichen Aussagen Benešs in seiner Selbstrechtfertigung zeigten sich soeben als unglaublich. Man muß deswegen prüfen, was er unbeabsichtigt aussagt. Das ist keineswegs ein haltloses Experiment. Die Mittelalterforschung befindet sich unausgesetzt in einer ähnlichen Lage und hat, bei vergleichbarem Quellenmangel, schon lange auf solche inneren Anhaltspunkte zur Korrektur einer Quelle zurückgegriffen“ (S. 151).

Prinz stellt fest, Beneš käme, im Vergleich zu Jaksch, „wegen der andersartigen Quellenlage bislang wesentlich besser weg“ (S. 492). Aus dem Zusammenhang dieser Formulierung ergibt sich, daß es hier um demokratische Qualifikationen Benešs geht. Ich habe 1967 hierüber geschrieben:

„Vor wenigen Monaten schrieb W. E. Griffith: ‚Beneš war schwach und unentschlossen, ein guter Demokrat, aber ein schlechter Kämpfer.‘ Ich bin einigermaßen umgekehrter Auffassung. . .“ (S. 155). Und: „Ich möchte Beneš ohne weiteres unter die großen politischen Figuren unserer jüngsten Vergangenheit einreihen, ich habe ihn schon einen Meister der Emigrationspolitik mit allen Vorzügen und Mängeln dieses Metiers genannt — aber ein Vertreter der revolutionären Demokratie [3], die manchmal eine wahrhaft vertrauensselige und deshalb nur unter demokratischen Partnern haltbare Außenpolitik betreibt, ein Anhänger des Vorrangs der Sozialpolitik im weiteren Sinn, die den nationalen Egoismus der letzten hundert Jahre zu überwinden sucht, weil sie sich an die Gesellschaft wendet und nicht an die Nationen, ein Vorkämpfer des parlamentarischen Prinzips, das jeder Stimme in der politischen Diskussion das Gewicht der Vernunft einräumen will, . . . ein solcher Demokrat ist Beneš nie gewesen!“ (S. 156)

Im Hinweis auf mein Buch „Deutschland und die Tschechen“ aus dem Jahre 1974 merkt Prinz an, ich hätte mich dort S. 244 „in ähnlicher Weise über ‚die demokratische Ethik Benešs‘ (sic!)“ geäußert (S. 492, Anm. 13). In meinem Buch steht: „Wie sah es denn aus mit Benešs demokratischer Ethik? Faßt man die Demokratie nicht als parlamentarische Pragmatik zur Technokratie in der Massengesellschaft, faßt man sie als ein Programm auf für politische Humanität, so wie sie Beneš selber unzähligmal beschwor, dann ist die Frage nach der sittlichen Begründung notwendig . . . läßt sich dieses Urteil auch auf Beneš beziehen?“ Es folgt dann, nach längerer Erläuterung: „Ein Denker von Masaryks Tiefe müßte eine solche Verkürzung eigentlich wie den Übergang vom Begriff zur Phrase empfinden“ (usw., S. 244).

Friedrich Prinz hatte seinerzeit 1966 unmittelbar Gelegenheit, meine Ausführungen über Benešs Memoiren während einer Tagung des Collegium Carolinum zu hören und zu diskutieren; er hat sich nicht zu Wort gemeldet. Er hatte auch Gelegenheit, zu meinem Buch aus dem Jahr 1974 als Rezensent Stellung zu nehmen; er hat im „Historisch-Politischen Buch“ eine freundliche Empfehlung geschrieben. Nun aber, in der Anmerkung 13 seiner Stellungnahme, lese ich die Feststellung: „Dieser wie andere Aufsätze des Verfassers finden sich in wenig veränderter Form wieder in dem Sammelband F. Seibt: Deutschland und die Tschechen . . .“ Hierzu ist mit Entschiedenheit festzustellen: Ich habe jede meiner älteren Arbeiten in meinem Buch so genau wie möglich und üblich nach Seiten zitiert und ohne das keine Zeile übernommen.

Haar b. München

Ferdinand Seibt

3) Gemeint ist im weiteren gedankengeschichtlichen Zusammenhang das politische Selbstverständnis der neueren demokratischen Revolutionen.

Schlußbemerkung

Es ist eine alte, manchmal zu wenig betrachtete Erfahrung, daß wissenschaftliche Kritik, wenn sie offen erfolgt, den Erkenntnisfortschritt mehr fördert als die mancherorts üblichen Streichelkartells gewisser „Rezensentenbruderschaften“. Das gilt für Heinrich Bodensiecks Besprechung meiner Jaksch-Edition ebenso wie für die nachfolgende Kontroverse, die hier ihren Abschluß findet. Manches ist nun klarer und wohl auch weniger mißverständlich als zuvor. Dies gilt m.E. auch für meine Bemerkung, wegen der andersartigen Quellenlage sei Beneš bislang wesentlich besser weggekommen als sein Opponent Jaksch. Diese Feststellung scheint mir nach wie vor Gültigkeit zu haben, auch die quasi „textimmanenten“ Bemerkungen Seibts, die oben angeführt sind, können dieses Faktum nicht beseitigen. Das ist, wie ich betonen möchte, in keiner Weise Seibts Schuld, sondern einfach ein Mangel der Quellenlage, der sich erst in letzter Zeit durch die teilweise Edition der Smutný-Papers etwas zu beheben beginnt. Die Aufarbeitung eines Beneš-Nachlasses, falls eine solche möglich wäre, würde hier noch ganz andere Korrekturen ermöglichen.

Was meine zweifellos mißverständliche Bemerkung zu dem ausgezeichneten Buch Seibts über „Deutschland und die Tschechen“ (1974) anbetrifft, so möchte ich sie dahingehend verstanden wissen, daß in dieses Buch zahlreiche originäre Forschungsbeiträge des Autors in früheren Publikationen eingegangen sind. Um keine Zweifel daran aufkommen zu lassen, was ich von diesem Buch halte, darf ich den Schluß meiner Rezension im „Historisch-Politischen Buch“ (Jg. 24, H. 3, 1976) wiederholen: „... Ein hohes Lob verdient die Klarheit der Diktion und das Vermögen des Autors, komplizierte Sachverhalte mit wenigen Worten durchsichtig und einsichtig zu machen. Mit einem Wort: Ein genußreiches Buch für gelernte Böhmen und solche, die es werden wollen...“

München

Friedrich Prinz